

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 201

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RHEINTAL

Als es im Rheintal kochte

Fukushima hat dem Wort «Atom» eine neue Bedeutung gegeben. Egal, wie ernst man die Ausstiegs-Szenarien nehmen und wie weit man nach vorne blicken will, bis der letzte Kasten definitiv vom Netz geht, es lohnt ein Blick zurück. Denn es hätte auch so kommen können, dass am Fuss des Hohen Kastens ein Kühlturm rauchen, dass direkt an der Grenze St.Gallen-Vorarlberg auf Teufel komm raus Atomenergie produziert würde. Was genau den Ausschlag gegeben hat, dass dieses Atomkraftwerk nicht gebaut wurde, kann (noch) nicht gesagt werden. Sicher aber ist: Der Widerstand im Rheintal und in Vorarlberg dürfte eine wichtige Rolle gespielt haben. Die Widerstandsbewegung wurde wie schon beim Projekt eines Öl-Kraftwerkes (siehe Rheintaler «Rundflug» in «Saiten» 1/2011) von einer breiten Bevölkerungsschicht getragen. Sogar die (österreichischen) Zöllner hängten «Rüthi nie!»-Plakate auf.

1972 stellten die Nordostschweizerischen Kraftwerke (NOK) das Atomprojekt Rüthi offiziell vor. Bei der St.Galler Regierung und im Kantonsrat fand es mehrheitlich Befürworter. Rüthi war damals ein kleines, verschlafenes Dorf; wohl an der Autobahn, aber ohne An-

schluss, zwar an der Grenze zu Vorarlberg, aber ohne Brücke über den Rhein. Hier hatte die NOK ein grosses Gelände erworben, das ihr heute noch gehört. Kaum waren die Absichten bekannt, regte sich breiter Widerstand. Auffallend ist, wie sich die Argumentation wiederholt. Die Atomlobbyisten sprachen davon, die Energieverknappung mache den Bau des AKWs notwendig. Die Gegner sagten: «Wir werden lernen müssen zu sparen.» In St.Gallen wurden zwei kantonale Initiativen lanciert. Noch heftiger war der Widerstand in Vorarlberg. Er reichte bis nach Wien, wo der Aussenminister drohte, das Projekt vor ein internationales Schiedsgericht zu bringen. Die Atom-Suppe wurde heiss gekocht: In Kaiseraugst wurde das Baugebiet besetzt; ja oder nein zu Atom wurde zur zentralen Frage. Davon liess sich die Mehrheit im St.Galler Parlament nicht gross beeindrucken. Die beiden Initiativen wurden als ungültig erklärt. Der Widerstand war damit jedoch nicht erloschen, im Gegenteil, Altstätten erlebte eine Grosskundgebung, der Verein «Atomkraftwerk Rüthi nein» zählte über 500 Mitglieder.

Die Zeit arbeitete für die Gegner, die Weiterbearbeitung der Schweizer Atom-Projekte – mit Ausnahme von Gösgen und Leibstadt – wurde angehalten. Das Atomprogramm kam zum Stillstand. Und 1980 gab der St.Galler Regierungsrat bekannt, das Projekt Rüthi werde nicht weiterverfolgt. Bemerkenswert ist die Be-

gründung: Insbesondere der Widerstand aus Österreich lasse das Projekt aussichtslos erscheinen.

Verschiedene Entwicklungen lassen sich mit dem Rühner Beispiel anschaulich zeigen: Die Atomenergie war in den Augen einer breiten Bevölkerung von der Hoffnungsträgerin zum Risiko geworden. «Rüthi nie» zeigt auch, wie rasch sich ein lokaler Widerstand auf den Kanton ausweiten kann und wie mit einem grenzüberschreitenden Widerstand von Bevölkerung und Behörden ein Riesenprojekt zu Fall gebracht wird. Mit Blick auf Japan kann man nur sagen: Zum Glück, zumal ja auch das Alpenrheintal als potenzielles Erdbebengebiet gilt.

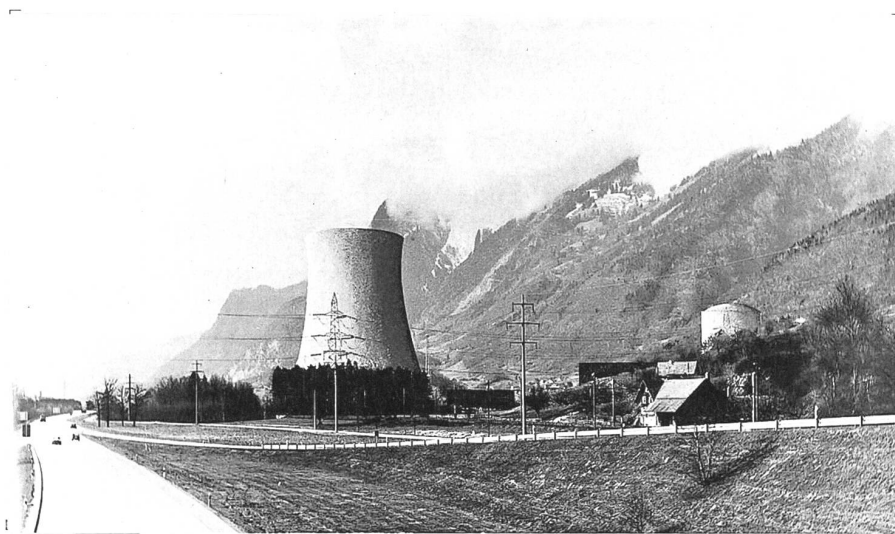
Meinrad Gschwend, 1958, ist freier Journalist in Altstätten, politisiert für die Grünen im St.Galler Kantonsrat.

TOGGENBURG

Es klingt so gut

Ein neues Logo soll es richten. Toggenburg Tourismus investiert. Anscheinend hat es das alte Logo nicht geschafft, sich so zu präsentieren, dass es wahrgenommen wurde. Es hat werbestrategisch dem Toggenburg nicht zu mehr Touristen verholfen. Das lässt die Geschäftsführerin von Toggenburg Tourismus Christine Bolt nicht kalt und sie investiert mit ihrem Team in ein neues Logo. Das Logo soll es zusammen mit dem Slogan «Klingt gut» in Zukunft besser machen. Schwungvoll wird das Logo präsentiert. Es ist eine neue Marke; eine Marke, die nicht wie das alte Logo keine Qualität, sondern nur Qualität und zwar viel, verspricht. Wow, habe ich mir gedacht, eine super Idee. Das Logo wird sich freuen.

Dieses darf vorerst nur von Toggenburg Tourismus und den Bergbahnen verwendet werden. Alle anderen Organisationen und Gewerbetreibenden müssen die definierten Qualitätskriterien – vom Markenrat festgelegt – erfüllen. Dieser Rat sagt, welche Unternehmen die neue Marke verwenden dürfen. Das Logo wird sich sicher freuen. Dahinter steckt das ausgeklügelte System einer Werbeagentur. Mit Erfolgsgarantie – hoff ich doch. Die Marketingstrategie soll für den gesamten Lebens- und Wirtschaftsstandort Toggenburg stehen. Werte vermitteln. Das neue Logo soll Echtheit und Natürlichkeit mit der Destination Toggenburg



So sah in den Siebzigern die Zukunft aus: In Rüthi war ein Atomkraftwerk geplant.

Bild: Fotomontage aus der «Sankt Galler Geschichte», Band 8

verbinden und die Region von anderen abheben. Emotional, sinnlich und auffälliger sollen potenzielle Gäste aus Zürich, Süddeutschland und aus der Ostschweiz angesprochen werden.

Und die anderen? Da verschicke ich an einen Internetkontakt (ein Büro in Basel) extra einen Megasack Kägi-fretlis, um Werbung zu machen für das Toggenburg, und dann will man die Basler gar nicht? Nun denn, die Qualitätssteigerung der Tourismus-Produkte ist im Leistungsauftrag des Kantons – als Gegenzug für die finanzielle Unterstützung des Toggenburg Tourismus. Da wird sich das neue Logo aber freuen. Sinnlich und voller Lebenslust wird es über die frischen, grünen Bergwiesen hüpfen und «klingt gut» vor sich hinzuschern. Dann werden auch all die Selbstvermarkter und Bauern in das Boot geholt, nehme ich an, und man wird ihnen das neue Logo günstig anbieten. Die Faserpelz- und Stickereiindustrie wird angekurbelt, neue T-Shirts und Caps werden produziert, Souvenirs bestellt und die Marktwirtschaft floriert wieder. Dann hat das Logo die Möglichkeit, zu reisen und sich zu präsentieren. Hoffen wir das Beste; hoffen wir, dass es nicht schlapp macht.

Daniela Vetsch Böhi, 1968, ist Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.

VORARLBERG

Mut zur Lücke

«Es tut sich eine kleine Lücke auf», sagte der Präsident der Bregenzer Festspiele Günter Rhomberg Anfang April bei einer Pressekonferenz zum Thema Intendanz. Die kleine Lücke ist das Jahr 2014, in dem die Festspiele offenbar keinen Intendanten haben werden. David Pountney, der derzeitige Intendant, hatte nach einem merkwürdigen Hickhack mit Rhomberg um eine eventuelle neue Bewerbung für die Zeit nach Ablauf seines gegenwärtigen Vertrags im Jahre 2013 einem Kompromiss zugestimmt, der seine Weiterbeschäftigung bis 2014 vorsah. Das Hickhack war entstanden, als Rhomberg erklärte, Pountneys Vertrag werde nicht verlängert und dass dieser sich auch gar nicht neuerlich bewerben werde. Pountney erwiderte, er habe keineswegs gesagt, dass er sich nicht bewerben werde. Dann kam eine neue Information: Pountney wird ab September 2011 Leiter der Welsh National Opera in Cardiff. Deshalb wird er nun doch nur bis 2013 bleiben, wie es in seinem ursprünglichen Vertrag vorgesehen war. Die Ausschreibung für die neue Intendanz läuft bereits, sie soll aber erst ab 2015 besetzt werden, weil man ja zum Zeitpunkt der Ausschreibung gedacht hatte, Pountney bleibe bis 2014. Also tat sich die erwähnte kleine Lücke auf.

Der Präsident und Stiftungsvorstandsvorsitzende Rhomberg hatte aber schon eine Lösung



*Künstlerische Kontinuität in Bregenz:
das monumentale Bühnenbild. Bild: pd*

des Problems bereit: Er werde während der Interimszeit selbst die Führung übernehmen. Nachdem die bei dieser Pressekonferenz Anwesenden auf die Ankündigung hin je nach Veranlagung trocken geschluckt, vernehmlich Luft geholt, die Augen gerollt oder die Hände gerungen hatten, wies Rhomberg auf das Datum hin: Es war der 1. April, die Ankündigung ein Aprilscherz. Man hörte Steine von Herzen fallen.

Bis zur Saison 2013 erledigt David Pountney zwei Jobs – die Intendantur der Bregenzer Festspiele und die Leitung der Welsh National Opera in Cardiff – mit links, der Mann ist eben absolut multi-tasking-fähig. Dieses Jahr steht die Oper «André Chenier» von Umberto Giordano auf dem Spielplan. Von ihr wird aber vermutet, dass sie kein Publikumsmagnet sein wird, weil die Besucher der Aufführungen auf der Seebühne das Bekannte dem weniger Bekannten vorziehen – deshalb diene ja meistens die Hausoper als kulturelles Alibi. Eine künstlerische Kontinuität der Seeaufführung besteht übrigens im seit ein paar Jahren gewohnt grotesken Bühnenbild. Nach einem Geisterbahnskelett und anderem teuren Riesenplunder ist dieses Jahr ein Torso dran, den der in Bregenz sonst nie besonders zynische Volksmund die «Wasserleiche» nennt.

Die Oper wird jeweils zwei Jahre gespielt, Pountney hat für 2013 das Musical «Show Boat» vorgesehen, das dann auch 2014 über die Bühne ginge. Das Werk läuft in der zweiten Saison eh mehr oder minder von selbst, kann man vermuten, da geht es vielleicht auch ohne Intendanten, und sonst wird schon irgendein Gehülfe gegen gutes Salär in die Bresche springen.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

APPENZELL

Verdammt normal

Wenn ich weg bin, lerne ich zu relativieren. Mit diesen Gedanken im Kopf versuche ich bei der



*Mit dem Postauto in die Hügel hinein
und die Welt relativieren. Bild: pd*

Heimkehr mein Verhalten zu beobachten. Der Zug neigt sich in den zahlreichen Kurven zwischen Zürich Flughafen und St.Gallen. Er fährt ruhig, der Zug – und schnell. Obwohl ich die Strecke Hunderte Male vorher gefahren bin, bisweilen fast täglich, sieht alles ein bisschen anders aus. Die vertraute Topographie ist neu. Die vielen kleinen Hügel zwischen Winterthur und dem Appenzellerland sind niedlich. Eine bucklige Landschaft, keine Weite, die einen Blick in die Ferne ermöglicht – dafür weisse Berge im Hintergrund. Der Säntis. Er hat es mir angetan, wie er durch die Abendsonne beleuchtet, prominent im Grünen hockt, der Klotz. Es sieht hier fast ein bisschen aus wie ... Ich nehme das Andere als Norm, fällt mir auf und vergleiche das Vertraute mit dem Anderen.

Und dann die Postautofahrt in meine Hügel hinein, auf meinen Hügel hinauf. Das Postauto fährt pünktlich los, die Leute schauen grimmig, auf dem Screen über dem Kopf des Busfahrers werden die Haltestellen angezeigt, daneben die Tagesaktualitäten. Kurze Nachrichten, Schlagzeilen, News. Im «Blick am Abend» auf dem Sessel neben mir ebenfalls kurze Nachrichten, Schlagzeilen, News. Die Leute reden von kurzen Nachrichten, Schlagzeilen, News. «Schlimm, was!?» «Diese armen Leute dort.» «Hast Du gesehen, schon wieder ...» Wenn ich zum Fenster hinausschaue, sehe ich plötzlich eine Schicht hässlicher Neubauten, die sich an den Südhängen in die Hügel hineinfressen: «Was, das haben die hier hinstellen dürfen?»

In der Konfrontation mit dem Menschen droht das Staunen über die Hügel und den Säntis im Nu zu verfliegen. Ich möchte den anderen Blick noch etwas behalten können: Wir haben öffentliche Verkehrsmittel, auf die ich mich verlassen kann. Wir haben ein zuverlässiges Stromnetz, das uns die Energie aus der Steckdose garantiert. Wir können uns Autos leisten, um auf diesen Hügeln wohnen zu dürfen, wie wenn wir in der Stadt leben würden. Wir sind sogar an einer Gasleitung angedockt, die das Grüne durchquert und uns ermöglicht, dass unsere Stube immer warm ist. Wir haben solide öffentliche Schulen. Wir haben Einkaufsmög-

lichkeiten, den Zugang zu allem Lebensnotwendigen und nicht Notwendigen, ja, selbst ein Stücklein Boden, das wir selbst bewirtschaften können. Wir haben Trinkwasser aus dem Wasserhahn – und einen Brunnen vor dem Haus. Wir sind versichert bis zum Gehtnichtmehr. Wir haben alles, wir Gesättigten.

Vielleicht verstellt uns genau diese Sättigung den Blick für die Notwendigkeit von Ausbildung und Bildung, von immer neuem Lernen und Wandern, um auch künftig sehen zu können, wo wir stehen, worin unsere Stärken liegen und in welchen Bereichen es wohl besser wäre, nicht zu schlafen und sich auf abblätternen Lorbeeren auszuruhen. Es ist so verdammt normal, dass ich den Akku meines Handys jederzeit aufladen kann, dass ich sofort Internetanschluss habe, wenn ich zu Hause bin, und dass mir die Tankstelle im Dorf Tür und Tor zu meiner ganz persönlichen Freiheit öffnet.

Heidi Eisenhut, 1976, ist Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

WINTERTHUR

Drauflos geredet

Es ist alles so einfach: Es steht ein Gerät auf dem Tisch und es kommen Töne heraus. Also muss etwas drin sein im Gerät. Das ist natürlich eine naive Perspektive, aber so falsch ist sie nicht, denn manchmal lässt sich nur dann etwas herausholen, wenn man sich dumm stellt.

Das Ding, das man «Radio Stadtfilter» nennt, macht seit gut zwei Jahren Töne und das ist an sich schon eine erfreuliche Sache. Noch erfreulicher ist es, wenn der Ton des Senders nicht schief ins Professionelle zielt, sondern wenn mit zunehmender Routine drauflosgeredet wird. «Im Radio inä ist das eben so», «ich habe mir mal ein bisschen überlegt» oder die schlagende Empfehlung «Versuchs mit Atmen – es geht!». Wie glücklich können dilettantische Avancen an die Welt sein? Einfach drauflos zu reden macht die Welt zwar nicht einfacher, aber es hilft; wobei auch gar nicht klar sein muss, wobei.

Diese Strategie, die auch scheitern und Impulse zum Ausschalten auslösen kann, wird in verschiedenen Sendegefässen gewagt: Tom Combo und David Drilling sind in «Studio Linde» jeweils vierzehn-täglich immer mittwochs enthusiastische Sinnsucher und Lebensratgeber. «?Verpennt!» am Freitagmorgen sucht Wege zwischen Abschwweifung und Zurückhaltung und trifft mit der Selbstbeschreibung «Musik und Anmerkungen» haargenau. «Die sieben Todsendungen» im Anschluss an «Studio Linde» sind immer wieder eine Hohe Zeit der Unverfrorenheit und alternierend dazu schaltet mit «Breitzeit» Dr. Maharaja Jalandhar Hathiwala aus New Dehli ein. Die raffinierte Autorität am musikalischen Schnellgericht «Kaltstart» vom

Sonntagabend wurde an dieser Stelle bereits einmal unanständig hoch gelobt.

Worauf kommt es dabei an? Auf Coolness? – Hmm. Auf Sachverstand? – Nützt bestimmt. Auf schieres performatives Talent? – Schon, aber nicht nur. Eier? – So würdens einige ausdrücken. Doch es ist auch das Ausprobieren der Worte, wo sich auf den Frequenzen rundherum der Jargon türmt. Wenn sie nicht von der «SRG» stammen, klingen Radionachrichten oft wie Schülervorträge. Die Sprecher haben zwar einen Plan, wie zu reden ist, aber ihren Worten fehlt die Arbeit am Was. Die Welt, die man aufgesagt bekommt, ist weder durchdacht noch studiert und auch nicht empfunden. Sie ist noch nicht mal angelesen, sondern bestenfalls überflogen.

Für den «Stadtfilter» kam es nicht nur ungelegen, dass die Nachrichtenagentur «SDA» wegen der täglich 41'800 Hörer den Tarif für ihren Ticker so stark angehoben hat, dass das Abo aufgegeben und die Nachrichten neu konzipiert wurden. Vom Anspruch auf Nachrichten-Vollversorgung ist der «Stadtfilter» notgedrungen abgekommen und die Redaktion denkt und spricht im Stadtjournal «Destillator» nun von den lokalen Verhältnissen und Begebenheiten. Das wurde zwar im Printbereich schon vor Jahren mit mässigem Erfolg propagiert, aber die Freiheiten, wie sie beim «Stadtfilter» gelten, hatten da kaum je bestanden. Das sind gute Voraussetzungen, um mehr draufloszureden, über die Stadt, die man täglich erlebt, und zu schauen, was dabei herauskommt.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker, freier Journalist und arbeitet für «Radio Stadtfilter».



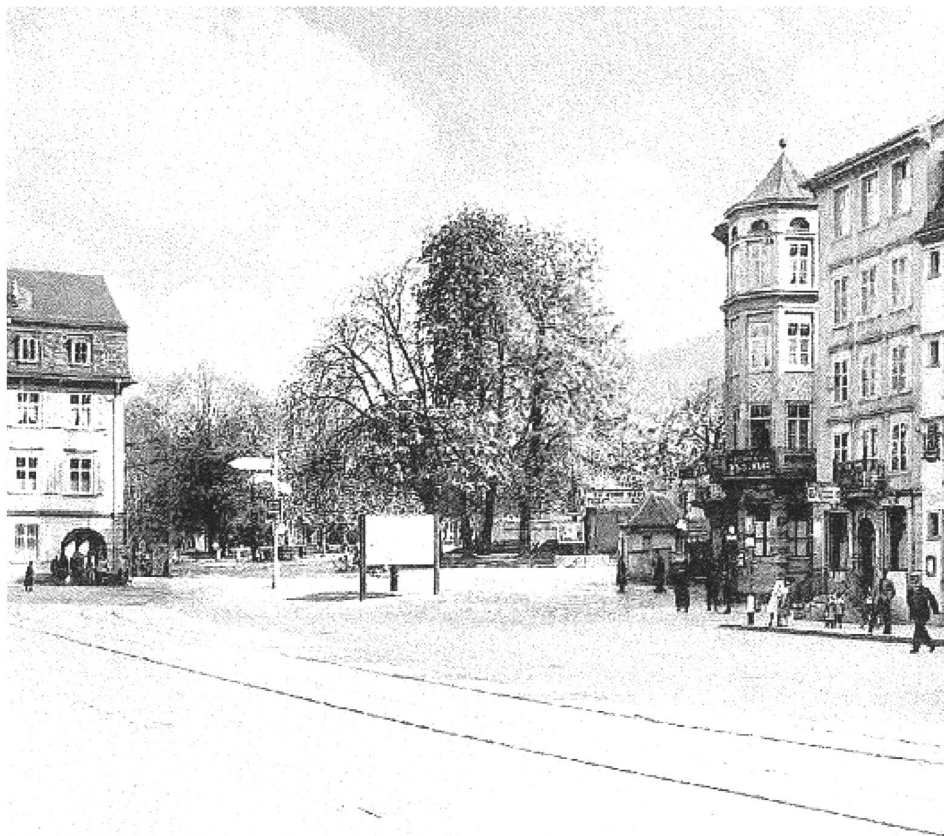
Nicht nur wie man redet, sondern auch was man redet zählt beim Radio. Bild: pd

THURGAU

«Unser» Luca ist auch ein Mensch für Frauenfeld

Es ist viel passiert. Die Frauenfelder Gemeinderatswahlen sind insgesamt im erwartbaren Rahmen vonstatten gegangen: CVP (-1), CH (-1), GLP (+1), MproF (+1). Der Frauenfelder Poetry Slam hat sein Zehnjähriges gefeiert, kleiner als geplant und gleichwohl sehr nett. In Frauenfelds Nachbarschaft ist der höchste Thurgauer, Grossratspräsident Walter Hugentobler, zum Matzinger Gemeindeammann gewählt worden, um das Verkehrsproblem zu lösen. Und über allem leuchtet Luca Ruch, «unser» Mister Schweiz, ein Kind Frauenfelds, einer, der stolz ist, hier zu leben. Einfach nur mega. Im Schlepptau Mutter, Freundin, Fahrlehrer, FC-Trainer, Zahnarzt, Seklehrerin, erste Liebe, erster Suff, erstes Wort, erstes Foul. Alles im medialen Fokus. Nun aber wieder weg von «unserem» Luca. Denn an den Anfang April über die Bühne gegangenen Stadtparlamentswahlen in Frauenfeld waren zwei Gruppierungen erstmals vertreten. Einerseits die Grünliberalen, jene verkappten FDPler also, die sich nicht festlegen wollen, mal mit der CVP paktieren, mal mit der FDP, mal mit den Grünen. Andererseits: Menschen für Frauenfeld (MproF). Als der Wahlkampf dieses Jahr ins Rollen kam, war noch von MeF die Rede, und ich dachte an eine hippe Synthetik-Droge. Wähle MeF! Irgend jemand im MeF-Umfeld muss dann aber gemerkt haben, dass Designer-Rauschgift imagedechnisch schlecht zu einer absoluten Neinsager-Partei passt. Eine, die sogar Projekte ablehnt, welche die SVP befürwortet. Jedenfalls war dann nur noch von MproF die Rede, halt im Sinne von «pars pro toto». Denn eigentlich sind wir hier ja lauter Menschen für Frauenfeld. Und seien wir mal ehrlich: Wir sind alle ab und zu «Wutbürger», machen die Faust im Sack, aber doch nicht mehr. Dann wählt man wenigstens nicht MproF. Doch wie könnte es anders sein: Der MproF-Spitzenkandidat wird gewählt, findet nun aber wohl keinen Fraktionsanschluss, weil er bisher als Aussenstehender das politische Establishment in Frauenfeld verbal nicht sehr konstruktiv, eigentlich absolut destruktiv vollgekotet hat. Man möge mir diesen Vergleich tausendmal verzeihen: NGOs sind nun einmal Nicht-Regierungsorganisationen und machen so auch am meisten Sinn. Internes Controlling ist eine heikle Angelegenheit. Zum Glück haben wir «unseren» Luca. Der zieht den Karren schon aus dem Dreck. Denn er ist ein Mensch für Frauenfeld.

Mathias Frei, 1980, ist Kulturveranstalter, Slam poet, Texter und Gemeinderat.



Man wollte auch mal das Waaghaus entfernen: Bildmontage vom St. Galler Bohl aus dem Jahr 1958. Bild: pd

Fanfarenstösse und Slalomfahrten

Wieso der Marktplatz und nicht der Bahnhofplatz umgestaltet werden soll. Und was das Ganze mit der Südspange zu tun hat.

VON ANDREAS KNEUBÜHLER

Am 15. Mai wird in der Stadt St. Gallen über die Vorlage neue Parkgarage und Umgestaltung Marktplatz abgestimmt. Wieso eigentlich? Aus einiger Distanz ist nicht einfach zu erklären, wie es dazu kommt, dass mit einem riesigen planerischen Aufwand der funktionierende und, abgesehen von den Parkplätzen, intakte Marktplatz umgestaltet wird – und nicht etwa der unansehnlich zugebaute Bahnhofplatz. Und wieso Steuergelder von vierzig Millionen Franken für eine «Piazza» zwischen MacDonalds und Coop-City ausgegeben werden sollen – und nicht beispielsweise für ein neues Bibliothekszentrum.

Klar ist: Die Vorlage ist nicht das Resultat einer vorausschauenden Stadtplanung. Die Vorgeschichte ist eine völlig andere und sie prägt das Projekt bis heute. Alles begann 2004 mit dem Prototyp für einen neuen Marktstand namens Klipp-Klapp, der immer noch neben dem Blumenmarkt steht und momentan mit den FDP-gelben Plakaten des Ja-Komitees zugleiste ist. Ausgerechnet Klipp-Klapp. Als

er zum ersten Mal aufgestellt wurde, sollte ein klarer Auftrag umgesetzt werden. Vom Stadtrat vorgeschlagen und vom Stadtparlament beschlossen waren der Ersatz der maroden Marktstände sowie die Sanierung des Kellers unter dem Marktplatz. Nichts weiter.

Stadt will ebenfalls graben

Doch dann fiel Klipp-Klapp durch, die FDP begann Unterschriften zu sammeln und verlangte einen Marschhalt. Plötzlich wurde von einigen der FDP nahe stehenden Gewerblern das Projekt einer Parkgarage aus dem Hut gezaubert, ein Vorhaben, das zuvor als reines Wunschdenken galt, weil es der Verkehrspolitik des Stadtrats diametral entgegenlief. Parkhäuser sollten nur am Rand des Zentrums gebaut werden, sagte damals noch Stadträtin Elisabeth Beéry. Eine Gruppe von Gewerblern und Ex-Stadtparlamentariern um IHK-Direktor Kurt Weigelt baute weiter Druck auf. Aus privaten Mitteln wurden drei Architekten mit einer Pro-

beplanung der Umgestaltung samt Parkgarage beauftragt. Nach der Präsentation landeten die Entwürfe unverzüglich im Papierkorb. Sie waren nur benötigt worden, um der Stadt ein Projekt aufzuzwingen, das sie gar nicht wollte.

Erstaunlicherweise ging die Rechnung auf. Stadträtin Beéry identifizierte sich mit der Umgestaltung samt Parkgarage und brachte die Mehrheit der SP-Fraktion auf ihre Seite. Linke und Grüne unterzeichneten den unsehligen Parkplatz-Kompromiss und verzichteten freiwillig auf Opposition. Am 15. Mai kommt deshalb eine Vorlage zur Abstimmung, deren Hauptmerkmal die Bevorteilung des Parkgaragen-Projekts durch die Stadtbehörden ist. Auf den ganzen 42 Seiten wird mit keinem Wort erwähnt, dass der Bedarf an einer weiteren Tiefgarage nicht ausgewiesen ist. Dazu passt, dass sich die Stadt lange vor der Abstimmung – nämlich im Juni 2009 – mit 2,95 Millionen Franken Steuergeldern an der Kapitalerhöhung der Cityparking AG beteiligt hat, um ihren Aktienanteil von vierzig Prozent zu halten. Dazu passt, dass die Stadt freiwillig eine Million Franken der Archäologiekosten übernimmt, um die Rendite der Investoren nicht zu schmälern. Dazu passt, dass die Baubewilligung bereits erteilt ist, bevor überhaupt über das Projekt abgestimmt ist.

Es gab viele Kröten zu schlucken

So seltsam wie die Vorgeschichte ist der Abstimmungskampf. Es gibt ein SP-Komitee, das unter dem sperrigen Titel «Trotz Parkgarage Ja zur Abstimmungsvorlage Neugestaltung Marktplatz» für ein «autokritisches Ja» werben will, als gebe es auf dem Stimmzettel unterschiedlich gefärbte Ja-Kästchen anzukreuzen. Personifiziert wird die links-grüne Slalomfahrt auf dem Marktplatz in der Person von Doris Königer, die sowohl in der SP-Fraktion sitzt als auch im Vorstand des VCS. Auch hier wirkt ein Blick zurück erhellend: 2004 hatte der Stadtrat in der Vorlage zur Erweiterung der Tiefgarage Brühlthor angekündigt, dass zum Ausgleich 218 Parkplätze in der nördlichen Altstadt aufgehoben werden. Das Versprechen wurde nicht umgesetzt. Folgerichtig forderte der VCS 2006 mit Nachdruck, die zusätzlichen Abstellplätze seien endlich zu kompensieren. Vergeblich. Vier Jahre später ist für den gleichen VCS eine weitere neue Parkgarage «eine Kröte, die man schlucken muss, um den Marktplatz von den Autos zu befreien».

Die Realität ist eine andere: Zuerst die Parkgarage, dann die Südspange – so lautet das verkehrspolitische Programm von FDP, CVP, SVP oder TCS und von all den bürgerlichen Gremien, die sich unter dem Dach der IG «Ja zum Marktplatz» versammelt haben. Für sie wäre ein Ja zur Marktplatz-Vorlage am 15. Mai nichts weniger als die Bestätigung dafür, dass sie mit ihrem Kurs richtig liegen. Allfällige «autokritische» Ja-aber-Stimmen würden von den Fanfarenstößen der Abstimmungssieger schlicht übertönt. □



14. pink apple 🍏
 schwullesbisches
 filmfestival
www.pinkapple.ch
 rich arthouse movie
 - 12. mai 2011
 enfeld cinema luna
 - 15. mai 2011
 ticket-reservation:
 telefon 052 720 36 00

Nicht mehr alle Tassen im Schrank?

Bei uns finden Sie neue.
Wir beraten Sie gerne.

tips

tip's für küche und tisch
 st.gallen gmbh
 schmiedgasse 19
 9000 st.gallen

tel 071 222 33 93
 fax 071 222 51 15
 kontakt@tips-sg.ch
www.tips-sg.ch

Stadt St.Gallen

Atelieraufenthalt in Genua für Kulturschaffende

Im Sommer 2012 vergibt die Stadt St.Gallen einen
Atelieraufenthalt in Genua an Kulturschaffende, und
zwar vom

1. Juni bis 31. August 2012

Zur Bewerbung eingeladen sind künstlerisch
Tätige aus den Bereichen Bildende Kunst, Fotogra-
fie, Video, Film, Musik, Theater und Literatur mit
Wohnsitz in St.Gallen.

Interessierte können ihre Bewerbung bis zum
31. Mai 2011 an die Fachstelle Kultur, Rathaus,
9001 St.Gallen richten.

Weitere Informationen finden Sie im Internet unter
www.kultur.stadt.sg.ch oder bei der

Fachstelle Kultur
 Rathaus, 9001 St.Gallen
 Telefon 071 224 51 60, kultur@stadt.sg.ch

Stadt St.Gallen, Fachstelle Kultur, Mai 2011
www.stadt.sg.ch



ricardo darín_sufo-kino_neue filme

Still aus «El aura»

KINOK
cinema

Kinok_Cinema in der Lokremise
 Grünbergstr. 7_St.Gallen_www.kinok.ch
 Reservationen: 071 245 80 72
 Bus 1 + 4 Halt Rosenbergstrasse
 Bus 7 Halt St. Leonhard
 oder wenige Gehminuten vom Bahnhof

Garden City im Apfelland

Eine von der Thurgauer Regierung in Auftrag gegebene Wanderausstellung hat die Raumplanung zum Thema. Dem Autor JOCHEN KELTER ist die Schau zu beliebig.



Der Grenzübergang in Kreuzlingen. Bild: pd

Der Landverbrauch und die Zersiedelung ganzer Landstriche, die an absehbare Grenzen stossen, die stetig zunehmenden Agglomerationen, die weder Stadt noch Dorf sind, bieten schon seit längerer Zeit Diskussionsstoff. Richtig ins Bewusstsein von Behörden und Politikern, Bauherren und Mietern, also einer breiten Öffentlichkeit, scheinen die einschneidenden Veränderungen der Lebenswelt im Thurgau seit den sechziger Jahren, beschleunigt seit den Neunzigern, dennoch nicht vorgedrungen zu sein. Denn Anzeichen für eine grundlegende Um- oder Abkehr von ungezügelter Bautätigkeit aller Art sind nicht zu erkennen.

Daran wird auch die kleine Wanderausstellung unter dem Titel «Wie bist du so schön – 50 Jahre Thurgauer Siedlung und Landschaft im Wandel» nichts ändern, die seit Anfang April und noch bis zum 26. Juni im Naturmuseum im alten Luzerner Haus in Frauenfeld zu besichtigen ist. Erstellt worden ist die Ausstellung im Auftrag der Thurgauer Regierung. Und so haben verschiedene Ämter an ihr mitgewirkt, was sich in der Kleinteiligkeit von verschiedenen Einzelaspekten niederschlägt, die aber nicht zu einem Ganzen finden. So erfährt man, dass einiges für die unterdessen gewährleistete Reinhaltung der Gewässer und die umweltfreundliche Abfallentsorgung unternommen worden, dass sogenannt verdichtetes Bauen angesagt ist, wie sich landwirtschaftlicher Anbau verändert und die Stadt Frauenfeld sich in den letzten

fünfzig Jahren urbanistisch entwickelt hat. Man erfährt auch einiges über die Hintergründe der explodierenden Erschliessung und Besiedelung des Kantons: Die Thurgauer Wohnbevölkerung etwa ist in diesem Zeitraum um einen Drittel gewachsen, und die Siedlungsfläche zum Beispiel der Stadt Frauenfeld hat sich seit 1960 verdoppelt.

Oft beschworene Idylle

Vor allem aber werden dem Besucher Ortsbilder und Landschaften visuell vor Augen geführt (wobei einzelne bauliche Monstrositäten keineswegs ausgespart bleiben), die wohl die These des Begleitprospekts stützen sollen, wonach der Thurgau «mit Recht stolz ... auf seine vielen intakten Weiler, seine gut erhaltenen Kleinstädte und die zahlreichen naturnahen Landschaften» sein kann. Was «naturnah» auch immer bedeuten soll – etwa dass die Natur in dieser kleinräumigen Gegend immer in der Nähe ist? In einem Begleitprogramm im sonst so verdienstvollen «Cinema Luna» wird «Frauenfeld in historischen Filmen» gezeigt. Da ist die oft beschworene Idylle dann nicht mehr weit, und die Besucher der Ausstellung stehen vor alten Aufnahmen und erinnern einander: Weisst du noch ...? Und wenn man sinngemäss erfährt, dass wirtschaftliche Entwicklung und die Zunahme von Bevölkerung und Mobilität den Ausbau der «Verkehrswege» auch in Zukunft notwendig machen, dann ist man bei der

schieren Beliebigkeit angelangt. Und niemandem weh tun soll die regierungsrätliche Schau ganz offenkundig.

Verpasste Auseinandersetzung

Sollte die Thurgauer Regierung über eine ganzheitliche Zukunftsvision verfügen, die Urbanismus, Verkehrswege, Infrastruktur, Industriean siedlung, Landwirtschaft und Landschaftsschutz einschliesst und zusammenführt, so ist davon zumindest in dieser Ausstellung nichts zu sehen. Eine politisch weniger defensive, eine mutigere Ausstellung hätte wohl auch die Folgen von jahrzehntelangem Landfrass, einfalllosem Bauen und öder bis abschreckender Gestaltung des öffentlichen Raums gezeigt, eine Behandlung des Lebensraums von Menschen unter dem einzigen Gesichtspunkt des individuellen Profits. Das wäre mit politischem Risiko verbunden gewesen, hätte aber die Chance eröffnet, eine wirkliche Auseinandersetzung in der Bevölkerung zu lancieren. Ich erinnere mich an den Ausspruch eines Thurgauer Regierungsrats beim Anblick des frühsummerlichen Untersees vor über zehn Jahren just zu dem Zeitpunkt, als der Girsbergertunnel durch den Seerücken gebohrt wurde, unten der Autobahnzoll entstand und das umliegende Gebiet mit Kreiseln, neuen Strassentrassen und Brücken zubetoniert wurde. Man müsse, sagte er, Sorge zur Gegend tragen.

Trübe Aussichten in Kreuzlingen

Wie derzeit Sorge getragen wird, lässt sich hinter dem Bahnhof im Westen von Kreuzlingen beobachten. Da baut die Pensionskasse der Migros eine grosse Überbauung mit Geschäften und einem Wohnturm in der Mitte. «Garden City» heisst das Ganze. Der schiere Euphemismus und klägliche Versuch, sprachlich zurückzuholen, was längst verschwunden ist. Eine «Garden City» hätte man noch in den späten Fünfzigern bauen können, als Kreuzlingen aus drei zusammengewachsenen Dörfern und einer von Parks und Villen gesäumten Strasse nach Konstanz bestand. Die Bewohner der Migros-Überbauung werden gegenüber auf einen Block aus den sechziger Jahren mit einer Denner-Filiale, das verlassene Migros-Einkaufszentrum, das nur mehr ein Outlet beherbergt, und die Bahngleise blicken. Vom Wohnturm aus werden sie sich ihre Augen noch an den Lagerhallen einer Speditionsfirma und einer neuen Aldi-Filiale mit Parkplätzen weiden können. Wie bist du so schön!

Mehr Infos: www.wiebistdusoschoen.tg.ch



Trotz allem gut gelaunt: Demonstranten in Konstanz. Bild: pd

Sommer der Gammler

Heute gehören Musikfans und Jugendliche zum Marketingkonzept von Konstanz. Das war mal anders: In den siebziger Jahren endete die Hysterie gegen Jugendliche in einem Mord.

VON HOLGER REILE

Im kommenden August wird das Konstanzer Bodensee-Stadion wohl erneut aus allen Nähten platzen. Seit rund 25 Jahren findet dort das längst etablierte Musikfestival Rock am See statt und mit der Reggae- und Dancehallband Sealed steht auch schon der diesjährige Headliner fest. Um den erwarteten 25'000 Besuchern aus Deutschland, Österreich und der Schweiz einen angenehmen Aufenthalt zu garantieren, wird von Seiten des Veranstalters und der Stadt Konstanz einiges getan. Wer ein Festival-Ticket besitzt, darf gratis mit dem Bus fahren. Am Rande der Stadt, auf dem Flughafengelände, steht für die Musikfans ein grosser Campingplatz zur Verfügung. Konstanz freut sich auf die meist jugendlichen Festivalbesucher, und die Stadt wirbt auch überregional mit dem Musikevent, das neben dem Seenachtsfest längst

zum sommerlichen Highlight der Bodenseemetropole geraten ist. Doch das war nicht immer so.

Aufforderung zur Bürgerwehr

Konstanz kannte nur ein Tagesgespräch im Sommer 1970: «Gammler in der Stadt!» Schnell wurden die harmlosen Hippies zum Feindbild erklärt und die Stimmung kochte hoch. Anlass war ein zweitägiges Popkonzert, das Mitte Juli 1970 im Konzil stattgefunden hatte. Am 20. Juli wollte der rechtsnationale NPD-Mann Walter Eyermann in einer Gemeinderatssitzung wissen, «ob die Verwaltung bereit ist, den Gammlern das Konzil für weitere Veranstaltungen dieser Art zu sperren». Und an den damaligen Oberbürgermeister Bruno Helmle stellte er die Frage, «welche Massnahmen die Stadt durchführen

will, um den Stadtgarten von diesen Figuren zu räumen». Eyermann bot sich bei dieser Sitzung an, die Säuberungsaktion selbst durchzuführen, «zu der ich mit Sicherheit mehr als vierzig Bürger dieser Stadt finde, die sich daran beteiligen». OB Helmle, der wegen des Popkonzerts unter Druck geraten war, delegierte die Ordnungsgewalt unverblümt: «Wenn Sie das machen, Herr Eyermann, bin ich einverstanden.»

Der damalige DGB-Kreissekretär und SPD-Gemeinderat Erwin Reisacher beurteilte das Geschehen so: «Die Formulierung des Oberbürgermeisters kann nicht anders denn als Aufforderung zur Bildung einer Bürgerwehr mit Lynchjustiz verstanden werden. In den Händen des Führers der NPD, W. Eyermann, wird diese gesetzlose Einrichtung zu einem unerträglichen und gefährlichen Instrument.»

Verfälschte Berichterstattung

Bruno Helmle bestritt später, derlei Äusserungen jemals gemacht zu haben. Die Angelegenheit war ihm so peinlich, dass er das Protokoll der Sitzung vom 20. Juli 1970 nachträglich ändern liess. Die nachweislich gefallenen Äusserungen Helmles und Eyermanns sind in dem geänderten Protokoll nicht einmal mehr sinn-gemäss enthalten. Während Helmle versuchte, die Vorwürfe abzubiegen, fiel ihm Eyermann in den Rücken. In einer Pressemitteilung an den «Südkurier» vom 31. Juli 1970 bestätigte er die in der Sitzung gefallenen Sätze. Gesagt habe er sie aber nur, um die Verwaltung unter Druck zu setzen, «die Stadt von den Gammlern zu be-freien».

Eyermann liess keine Gelegenheit aus, die Ressentiments weiter zu schüren. Für den 7. und 8. August 1970 stand wieder ein Rockkonzert an, und der NPD-Mann liess in hoher Aufla-genzahl ein Flugblatt in der Konstanzer Innen-stadt verteilen, auf dem seine Meinung über die jugendlichen Pop- und Rockfans deutlich wurde: «Der Bürger muss sich gegen das arbeits-scheue und asoziale Gesindel der Berufsgamm-ler auflehnen.» Im gleichen Flugblatt bezeich-nete Eyermann den DGB als «Schutzpatron der Gammler».

Das Ortsblatt «Südkurier» unternahm nichts, um die fehlgeleitete Diskussion auf eine vernünftige Ebene zu bringen. Den üblen Hass-tiraden und Gewaltaufrufen Walter Eyermanns wurde kaum etwas entgegengesetzt. Die Kluft, die sich auftut zwischen angeblich sauberen und anständigen Bürgern und den «langhaarigen, asozialen Elementen» wurde sogar noch bewusst durch verfälschte Berichterstattung vertieft. Ange-blich, so der Südkurier am 21. Juli 1970, sei ein Konstanzer Bootsführer von einem «Gamm-ler in den See gestossen» worden. Einige Tage später stellte sich heraus, dass es der Bootsführer war, der einen «Gammler» an den Haaren ge-packt und ihn in den See geworfen hatte. Da, wo Verständnis hätte aufgebracht werden müssen gegenüber den Bedürfnissen der Jugendlichen, behandelte man diese wie bedrohliche Wesen von einem anderen Stern.

Mit Wasser geräumt

Obwohl es am 7. und 8. August ununterbro-chen regnete, kamen etwa 10'000 Jugendliche zu dem Openair-Konzert. Die ursprüngliche Absicht der Veranstalter, das Festival im Boden-see-Stadion durchzuführen, stiess auf massiven Protest grosser Teile der Bevölkerung und des Konstanzer Gemeinderats. Also stellte man den Veranstaltern das Klein-Venedig-Gelände, direkt am Bodensee gelegen, zur Verfügung. Das Konzert verlief friedlich, es kam zu keinen nennenswerten Vorfällen. Nach dem Festival blieben einige Jugendliche in der Stadt und nächtigten am Blätzleplatz oder im Konstanzer Stadtgarten. Wo sollten sie auch sonst hin? Die Stadt reagierte und beauftragte die Polizei, den Blätzleplatz in Zusammenarbeit mit den Stadt-

werken per Wasserstrahl von herumliegenden Schlafsäcken und Jugendlichen zu «reinigen».

Der Mord an Martin Katschker

Irgendwann aber eskalierte die Situation voll-ends. Der siebzehnjährige Tankstellenlehrling Martin Katschker hatte am 29. August, einem Samstag, bis in die Mittagsstunden an seiner Kreuzlinger Arbeitsstelle gearbeitet. Nachmit-tags traf er sich mit zwei Freunden am Konstan-zer Blätzleplatz, dem damaligen Jugendtreff in der Hertiepassage. Die drei Freunde sassen auf der Rückenlehne einer Bank, als der offensicht-lich alkoholisierte 38-jährige Druckereihilfsar-beiter Hans Obser mit gezücktem Hasentöter auf sie zukam und sagte: «Ich bin von der Bür-gerwehr und zähle bis drei, dann seid ihr ver-schwunden oder es passiert was.» Dabei drückte er dem konsternierten Martin Katschker den Hasentöter auf die Brust. Obsers zehnjähriger Sohn versuchte, seinen Vater wegzuziehen. Das gelang ihm nicht. Obser löste den Bolzen, der Martin Katschker mitten ins Herz traf. Etwa dreissig Minuten nach der Tat verstarb er im Konstanzer Krankenhaus. Ein bundesweites Medienecho folgte. «Spiegel» und «Stern» be-richteten über die Konstanzer Bluttat, von ein-tem «Gammlermord» war die Rede.

Der Prozess gegen Hans Obser

Eineinhalb Jahre nach dem Mord fand vom 14. bis zum 20. März 1972 vor dem Schwurgericht beim Landgericht Konstanz das Strafverfahren gegen Hans Obser statt. Der Vorwurf: vorsätz-liche Tötung. Den grössten Teil der Zeit von der Tat bis zum Prozess verbrachte Obser in Untersuchungshaft. Ende des Jahres 1971 wur-de er vorübergehend auf freien Fuss gesetzt. Auf einen Einspruch des Oberlandesgerichts Karlsruhe hin wurde die Haftverschonung je-doch wieder rückgängig gemacht. Der Prozess dauerte fünf Verhandlungstage. Die Konstan-zer Bevölkerung, für die der Mord wochen-lang Gesprächsthema gewesen war, zeigte an der Verhandlung wenig Interesse, der Saal blieb meist halb leer.

Obser erklärte vor Gericht, er sei zu dies-er Tat von niemandem angestiftet worden, und von der Stimmung in der Stadt gegen «die Gammler» habe er auch nichts gewusst. Er be-zeichnete sich als «völlig unpolitisch», er lese nicht mal Zeitung. Er habe sich lediglich über die Gammler am Blätzleplatz geärgert. Die Tat bezeichnete Obser als das Ergebnis eines un-glücklichen Umstandes: Als er Katschker den Hasentöter auf die Brust hielt, habe ihn sein Sohn am Arm gezerzt, dabei sei der Schuss ge-fallen. Der Sachverständige erklärte, bei Obser sei nach der Tat ein Blutalkoholgehalt von 2,33 Promille festgestellt worden. Das Urteil lautete: drei Jahre Freiheitsstrafe ohne Bewährung wegen fahrlässiger Tötung und Nötigung. Die Zeit der Untersuchungshaft wurde auf die Strafe angerechnet. Der Staatsanwalt hatte vier Jahre beantragt.

Unverständnis über ein mildes Urteil

In den meisten Pressekommentaren wurde das Urteil als zu milde empfunden. Viele sahen in Obser einen politischen Gesinnungstäter, auf-gehetzt von rechtsradikaler Propaganda. Wer-ner Birkenmaier von der «Stuttgarter Zeitung» schrieb damals dazu: «Die Konstanzer Justiz hat H. Obser freundlich behandelt (...). Linker Umtriebe Verdächtige müssen zur Zeit gerin-gerer Delikte wegen ebenso lange oder länger als Obser in der Zelle auf ihren Prozess warten. Auch muss die Frage gestellt werden, ob Obser mit ebenso viel richterlicher Milde hätte rech-nen können, wenn er nicht zu denen gehörte, die für die Ordnung eintreten (...). Herr Obser ist ein ordentlicher Mann (...). So viel Milde kann niemanden überraschen, nachdem das Gericht es einer 71-jährigen Zeugin nicht ver-wehrt hatte, ihren Unmut über die Jugend von heute abzuladen und sich beim Angeklagten für seine Tat zu bedanken. Es wäre jedenfalls verhängnisvoll, wenn die Gerichte in die Praxis zurückfielen, nach links hart und nach rechts milde zu sein.»

Der rechtsradikale Saubermann

Walter Eyermann, geistiger Urheber der Tat, blieb unbehelligt. DGB-Chef Erwin Reisacher hatte zwar Strafantrag gegen Eyermann gestellt, dieser wurde aber abgelehnt. Die Staatsanwalt-schaft Konstanz sah in den Aktivitäten und Äus-serungen Walter Eyermanns keine zureichen-ten Anhaltspunkte für ein Vergehen der Volks-verhetzung. Eyermanns politische Karriere ist ein gern vergessenes Stück Konstanzer Stadtge-schichte. Er wurde 1925 in Konstanz geboren, war Träger des goldenen HJ-Abzeichens und trat 1939 als jüngster Konstanzer der NSDAP bei. Dann verdingte er sich bei der Luftwaffe. Nach kurzer Kriegsgefangenschaft diente er sich nach 1945 den Franzosen als Dolmetscher an. 1950 trat er in die FDP ein, konnte sich dort aber nicht durchsetzen.

Mitte der sechziger Jahre zog die rechtsra-dikale NPD in verschiedene Landesparlamente ein, auch in Baden-Württemberg. Eyermann wurde NPD-Mitglied und als solches auch Konstanzer Stadtverordneter. Nach dem Nie-dergang der NPD Anfang der siebziger Jahre war Eyermann Mitbegründer der «Bürgerge-meinschaft Konstanz» (BGK), für die er als ein-ziger in den Gemeinderat gewählt wurde. Über die NPD-Mitgliedschaft Eyermanns müsse man hinweg sehen, hiess es aus den Reihen der BGK, «das ist ein fähiger Mann». Auch andere in Konstanz hatten nichts auszusetzen an Eyer-manns brauner Gesinnung: Er war langjähriger Geschäftsführer des Haus- und Grundeigentü-mervereins und stellvertretender Vorsitzender des gleichnamigen Landesverbandes. Walter Eyermann lebt heute in Konstanz und hat sich aus der Tagespolitik längst zurückgezogen. Der Mord an Martin Katschker hat seiner Karrie-re nicht geschadet und ist in Konstanz längst vergessen. □

Re-turn in Detroit

Ann Arbor ist mit seinen 120'000 Einwohnern kein stereotyper Vorort von Detroit. Nicht allein weil Amtrak, Amerikas berühmte Zugstrecke zwischen Detroit und Chicago, hier einen seltenen Halt macht. Sondern auch, weil die Dichte von Starbucks und anderen teuren Ladenketten etwa sechsmal so hoch ist wie in Motor City Detroit. Aber der Wohlstand in der ehemaligen Hippiestadt fühlt sich oft wie eine Luftblase an. Und wer hier aufgewachsen ist, weiss: Jenseits der Ortsschilder weht ein anderer Wind. Darum macht sich das Künstler-Kollektiv, das sich in Ann Arbor seit 2007 unter dem Namen Forth from its hinges Regionalruhm erworben hat, nun auf den Weg nach Detroit. Ein Rück- und Ausblick auf Werden und Schaffen eines besonderen Projekts.

Zu Besuch im Lagerhaus

An einem Mittwochnachmittag verlasse ich den Campus der Uni Michigan in einem blauen Jeep. Die zwei gebürtigen Ann Arborites Ben Saginaw und Sam Haddix zeigen mir ihr Zuhause: eine alte Lagerhalle auf dem Industriegelände jenseits der Ortsgrenze, gleich neben dem lokalen Mini-Flugplatz. Es herrscht Abschiedsstimmung. Auf dem Gelände und in der Halle drin. In einem Monat müssen die Künstler das Gebäude räumen. Die Lagerhalle wird abgerissen, um Platz zu machen für einen Department Store.

Aber nicht nur Abschied liegt in der Luft. In drei Tagen steigt hier eine letzte Kunst-Show. Die Vorbereitungen laufen auf Hochtouren. Zwei der geplanten Stellwände stehen schon im 700 Quadratmeter grossen Raum. Von der Decke hängt eine alte hölzerne Eisenbahnschwelle. Auf dem Boden liegen, zwischen Skateboards verteilt, Schrauben und Betonbohrmaschinen. Hier werden Nägel mit Köpfen gemacht oder zumindest versenkt. «Die Stellwände werden im Boden verschraubt und an der Decke vertäut», erklärt Sam. «Früher waren diese Handwerksarbeiten Stolpersteine, aber man lernt schnell, wenn man muss.»

Für unser Gespräch führen mich die Jungs hinauf in die Galerie, eine Art zweiter Stock auf halber Raumhöhe der Halle. Hier pocht das Herz des Kollektivs. Ein von zerschlissenen Sesseln umrahmter Tisch erzählt von vielen nächtlichen Sitzungen, idealistischem Feuer und anstrengenden Entscheidungen.

Wie würdet ihr eure Geschichte erzählen?
Was war am Anfang?

BEN S — Sam und ich kennen uns von der High School. Nachdem wir die Schule abgeschlossen hatten, trafen wir uns in einem Café, wo Arbeiten von hiesigen Künstlern auf Anfrage ausgestellt wurden. Ich hatte in der High School schon mit Malen angefangen. Sam erzählte mir,

er mache auch Kunst, und uns kam die Idee, unsere Sachen da auszustellen. Als man uns eine dreimonatige Wartezeit vorgab, beschlossen wir, eine eigene Ausstellung aufzuziehen. Wir waren ziemlich blauäugig und hatten keinerlei Erfahrung mit solchen Events. Aber innerhalb von zwei Monaten fanden wir mit Hilfe der Leute vor Ort nicht nur einen Raum, sondern auch Geld für das Projekt. Die erste Show wurde zum Erfolgserlebnis. Allein zur Eröffnung kamen über dreihundert Leute. Das gab uns Vertrauen.

Und wie ging es nach dieser Pilot-Show weiter?

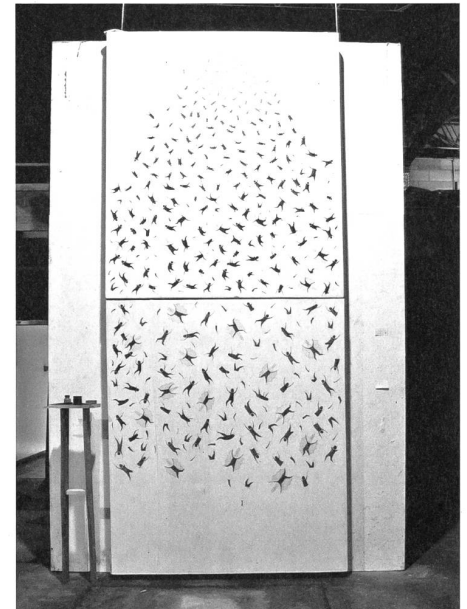
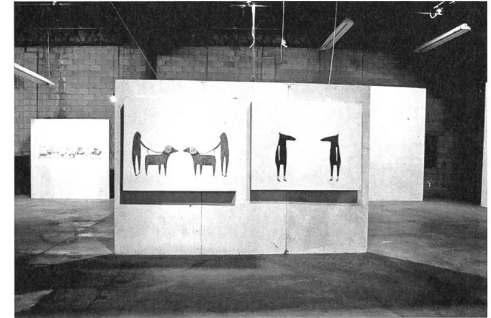
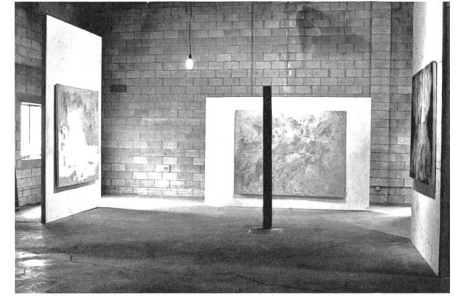
BEN S — Die erste Show weckte den Hunger nach mehr. Für mich war klar, dass ich weitermachen wollte. Aber alle zwölf Visual Artists und die Musiker der Show waren das Jahr über in verschiedenen Colleges. So verräumten wir das Material wieder. Nach sechs Wochen gab ich das College auf und kam zurück nach Ann Arbor. Etwas frustriert erklärte ich damals einfach die Kunstprojekte zu meiner Ausbildung. Im Sommer 2008 kam es so zur zweiten Show. Danach konnten wir das Lagerhaus weitermieten. Es wurde unser Atelier. Zur gleichen Zeit gründeten wir die Non-Profit-Organisation Forth from its hinges.

Wie hat sich Forth from its hinges danach entwickelt?

SAM H — Drei Jahre lang hielten wir die Shows im gleichen Raum ab. Das fühlte sich irgendwann ein wenig an, als würden wir die Leute zu uns nach Hause einladen. Eine gute Erfahrung. Auch unsere Arbeit veränderte sich, sie wuchs zu einem Ganzen zusammen. Die Shows wurden mit der Zeit finanziell von der Ann Arbor Community unabhängig. Aus der Gratis-Show, die einen Weltbeitrag leistete, indem sie einfach da war, wuchs ein zusammenhängendes Konzept. Heute fangen wir meist mit der Idee für eine Show an, und die Kunst dazu wächst auf natürliche Weise heran. Der Inspirationsaustausch und die Energie des Kollektivs nimmt in den Arbeiten physische Form an.

Ist das immer noch dasselbe Lagerhaus?

BEN S — Nein. Letzten Sommer gaben wir die vierte und letzte Show im alten Lagerhaus. Das war ein Meilenstein. Wir hatten erstmals das Gefühl einer soliden ästhetischen Kohärenz. Ich sehe diese Show als meine persönliche Graduation-Show. Im Herbst zogen wir um, weil der Lagerhausbesitzer einen Mieter gefunden hatte, der besser zahlte. So kamen wir hierher. Als wir dieses Lagerhaus sahen, waren wir gar nicht begeistert. Es war ungemütlich, staubig, und wir waren uns einig, dass es spukt. Bald packte uns aber wieder der Schaffenshunger.



«Turn», die letzte Ausstellung des Künstlerkollektivs in Ann Arbor. Bilder: Jocelyn Gotlib, Sam Haddix, Ben Saginaw

Und zu Halloween kam das Event «Heaven and Hell» zustande. Diesmal ging es nicht um visuelle Kunst, sondern darum, einen Raum für ein Musikevent zu kreieren. Im Gleichen gaben wir auch die Identität Forth from its hinges auf. Der neue Raum gab Anlass zu einem Neuanfang.

Gibt es etwas, was ihr der Welt mitteilen wollt mit eurer Arbeit?

SAM H — Meinst du, ob wir die Wale retten wollen mit der Kunst? Eher nicht. Es geht uns um die Freude am Schaffen. Das steckt die Leute an, die zu den Shows kommen. Manche kreieren danach auch etwas. Viele Leute wollen Kunst machen und denken, sie können das nicht. Darum machen sie es nicht. Wir denken, dass es bei der Arbeit hier um die Auseinandersetzung mit sich selber geht. Nicht darum, perfekt oder gut zu sein. Jeder Cover-Song wird zu etwas Neuem, wenn er von jemand anderem gespielt wird.

Das hat was. Aber mal ganz dumm gefragt: Wer genau gehört denn nun zum Kollektiv?

SAM H — Für diese Show gehören wir zwei, Aaron Bobzien, Jocelyn Gotlib, Miigun, Jess Hicks, Chanel von Habsburg-Lothringen, Ruth Marks, Nick Jaroch und Pete Baker dazu. Und die Musiker Man the Hunter, Charles Trees,

Paul Bancell, Biljax, Jtc. Ausserdem kommt Bens Bruder Zach Saginaw, mit Künstlernamen Shigeto, extra aus New York, um für uns aufzulegen.

In drei Tagen steigt die letzte Show in Ann Arbor. Warum geht ihr danach nach Detroit?

BEN S — Als wir erfuhren, dass wir im April das Lagerhaus für immer räumen müssen, war sofort klar, dass wir noch eine letzte Show machen. Das war vor fünf Wochen. Nach langem Überlegen haben wir beschlossen, den Event «Turn» zu nennen, was die Lage gut beschreibt. Es ist das Ende und der Anfang von etwas. Damit steht auch schon der Titel der Folge-Show: Re-Turn. Die findet dann in Detroit statt. Miigun und ich wohnen seit Oktober dort, Sam und Aaron ziehen bald nach. Detroit ist ein Ort am Neubeginn. Es herrscht ein Vakuum, das kreativ, aber auch beängstigend wirkt. Es ist egal, was man zur Gemeinschaft dort beiträgt, es ist mit Sicherheit keine verlorene Energie. Um die Lost City Michigans wieder zu beleben, braucht es eine starke Gemeinschaft. Und viel Zeit.

Die fensterglaslosen Fassaden in der ehemaligen Hauptstadt der amerikanischen Autoindustrie geben diesen Worten mehr als Recht.

Turn: Die Show

Samstag, sieben Uhr. Die letzte Show in der Lagerhalle am Airport Boulevard 771 öffnet die Tore. Beim Eintreten fällt zuerst die Beleuchtung auf. Was vor Tagen noch eine kahle und spooky Lagerhalle war, ist nun in ein Lichtgemisch aus Dunkelgelb und Neon getaucht. An den weissen Stellwänden hängen oder stehen die Werke der Künstler: Multimedia-Arbeiten, grosse und kleine Bilder in Öl auf Leinwand, übergrosse Foto-Montagen, ein funktionstüchtiges Transistor-Radio, eine wilde Installation ausgestopfter Vögel und Kuhschädel über einem alten Sofa-Rahmen. Ich habe Glück. Noch sind nicht viele Leute da. So kann ich mich in alles vertiefen und den atmosphärischen Gitarrenklängen lauschen, die irgendwo aus dem Hintergrund kommen. Die Stimmung wirkt seltsam bekannt und fremd zugleich. Wie eine Familienstube mit Ausblick ins Universum. Später ertrinken die Stellwände in Besuchern. Und viele fragen heute schon, wann es wohl heisst: Re-Turn in Detroit.

Catalina Schiltknecht, 1981, ist als Austauschdozentin für ein Jahr an der University of Michigan in Ann Arbor.



Charles Trees, Ben Saginaw, Biljax, Aaron Bobzien (v.l.n.r.). Bild: Pete Baker